

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 42 (1966-1967)
Heft: 7

Artikel: Sind wir alle Lügner? : Vom Sinn persönlicher Mythenbildung
Autor: Guggenbühl-Craig, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1079645>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sind wir alle

Dimitri

Von Dr. med. Adolf Guggenbühl-Craig

Die Kinder, Matthias, Iwan, David, Mascha und Nina geben viel Arbeit, aber nicht weniger Freude. Viele Anregungen verdanke ich ihnen, ihrem unerschöpflichen, übermütigen Spieltrieb.

Bis heute habe ich übrigens die ganze Familie, wenn ich längere Zeit am selben Ort auftrat, sogar ins Ausland mitgenommen. Wir konnten meistens eine Wohnung mieten. Auch die Kindergärten sind mir oft freundlich entgegengekommen: jetzt in Bettingen zum Beispiel wurde Iwan dort aufs beste aufgenommen. Matthias mußten wir allerdings seit einiger Zeit in Zürich lassen, wo er die Rudolf Steiner Schule besucht.

Bei den Umzügen muß heute die Hälfte der Familie im Zug reisen. Mein Station-Wagen, ein Citroën, hat viel Platz, aber nicht unbeschränkt. Für die Requisiten wie für die Kinder brauche ich immer mehr Raum.

Der Russe und der DDR-Funktionär

In meinem ersten Programm imitierte und parodierte ich unter anderem die verschiedenen Sprachen und nationalen Eigenschaften: nur mit Lauten und Gesten, nicht mit richtigen Worten.

In Paris sprach ich mit einem Kollegen in einem Restaurant einmal zufällig quasi russisch. Am Nebentisch saßen Franzosen. Sie luden uns zu einem Nachtessen mit russischen Freunden. Wir gingen hin. Die echten Russen hörten uns aufmerksam zu, schüttelten schließlich den Kopf und meinten auf französisch: «Es ist seltsam, es tönt exakt wie russisch, aber wir verstehen kein einziges Wort.»

Ich antwortete, wir stammten aus einem sibirischen Dörfchen, dessen Dialekt anderswo nicht verstanden werde. Damit mußten sie sich zufrieden geben, und wir hatten unseren Spaß daran.

Auch bei einem Gastspiel in Ostdeutschland imitierte ich auf der Bühne einen Russen. Das Publikum freute sich köstlich, endlich einmal über die Russen lachen zu dürfen. Am Tag darauf erschien der staatliche Impresario



Als psychiatrischer Begutachter fällt mir oft die Aufgabe zu, die Lebensgeschichte eines Menschen möglichst wahrheitsgetreu darzustellen. Ich befrage den Betreffenden selber, seine Eltern, seine Geschwister, sowie Freunde und Bekannte der Familie. Die Erzählungen der einzelnen Auskunftspersonen wirken oft sehr einleuchtend und erleichtern mir die Beurteilung. Vergleiche ich die von den verschiedenen Auskunftspersonen und von dem Betreffenden selber erzählten Lebensgeschichten, so stimmen sie oft nicht überein, ja widersprechen sich, auch dann, wenn sich alle große Mühe geben, bei der Wahrheit zu bleiben.

Die Widersprüche beziehen sich oft nicht nur auf Nebensächliches. Der Bruder schildert mir zum Beispiel, wie er darunter gelitten habe, daß die Mutter den Vater nicht liebte und als «quantité négligeable» behandelte. Die Schwester hingegen war immer wieder tief beeindruckt von dem innigen Verhältnis, das zwischen ihren Eltern bestand. Derjenige, den ich zu begutachten habe, legt mir überzeugend dar, wie ihn die Mutter immer wieder vor Bekannten und Verwandten bloßstellte und als Versager erscheinen ließ. Ein langjähriger Hausfreund mag sich erinnern, wie stolz die Mutter auf ihren Sohn war und sein Können in der Schule und im Sport öfters herausstrich.

Im Verlauf der Analyse eines jungen Mannes glaubte ich, seine Mutter durch seine Erzählungen, Träume und Phantasien recht gut kennen gelernt zu haben. Es schien sich um eine «große, gefräßige Mutter» zu handeln, welche keines ihrer Kinder zu erwachsenen Menschen werden lassen wollte. Als ich später die Mutter selber analysierte, bot sie mir ein völlig anderes Bild; sie wirkte als eine etwas unmütterliche Frau, die froh war, wenn sie nicht allzuviel mit den Kindern zu tun hatte.

Eine gute Bekannte von mir, eine milde freundliche Frau, die meiner Ansicht nach bei ihren Kindern allzuviel fünf gerade sein ließ, wurde einmal zu der Lehrerin ihrer zehnjährigen Tochter zitiert, welche ihr vorwurfsvoll mitteilte, seit drei Monaten habe sie die Tochter aufgefordert, die Hefte durch Vater oder Mutter unterschreiben zu lassen, ohne jeden Erfolg. Jetzt habe ihr das Mädchen gestanden, daß sie es nicht wage, die Hefte den Eltern zu zeigen, da diese eben furchtbar streng seien und es Angst habe, Schläge zu erhalten, wenn es nicht gute Noten zeigen könne.

Was wir von unserem Leben in Erinnerung haben oder erzählen, hat nur sehr bedingt mit dem zu tun, was rein faktisch geschehen ist.

«Mein Urgroßvater war Goldgräber»

Die Entstellung der objektiven Wahrheit nimmt noch zu, wenn es sich um Familiengeschichten handelt, um das Schicksal unserer Vorfahren.

Lügner?

Vom Sinn persönlicher Mythenbildung

In der Schweiz wissen viele Leute recht viel über die Geschichte ihrer Familie. Die Kenntnisse reichen oft drei, vier, fünf oder noch mehr Generationen zurück. Man weiß nicht nur, wo die Familie wohnte, sondern auch, was sie trieb, und kennt gewisse charakterliche Eigentümlichkeiten der Vorfahren oder doch wenigstens Geschichten, welche charakteristisch sind.

Untersucht man solche Familiengeschichten sorgfältig, so erlebt man große Überraschungen. Der Urgroßvater, welcher ein hablicher Bauer und sehr gebildeter Mann gewesen sein soll, war Tagelöhner. Oder es geht in der Familie die Geschichte herum, der Ururgroßvater mütterlicherseits sei eine abenteuerliche Gestalt gewesen, Goldgräber in Kalifornien, Matrose und Offizier beim spanischen König. Alle in dieser Familie hätten etwas unstetes Blut. In Tat und Wahrheit ist nichts über diesen Ururgroßvater als sein Name bekannt, und wo er lebte, wann er geboren wurde und wann er starb.

Ein Genealoge erzählte mir einmal, wie die Fakten, die er in seinen Forschungen den Familien liefere, Anlaß zu Familiensagen geben. Irgendein Vorfahre war zum Beispiel einmal Untervogt in einem kleinen zürcherischen Dorf, also in einer Stellung, die vielleicht derjenigen eines mittleren Staatsbeamten entspricht. Dieser Untervogt entwickelt sich in der Phantasie seiner Nachkommen zum Ritter und schließlich zum Angehörigen eines altansässigen Krieger- und Adelsgeschlechtes.

Je weiter die Familiengeschichten zurückgehen, desto phantastischer werden sie. Kleinbäuerliche Vorfahren werden zu süditalienischen Piraten, Handwerker zu großen Söldnerführern, Pächter zu «ursprünglich germanischen Fürsten».

Das heißt natürlich nicht, daß es nicht auch hie und da einigermaßen belegte, «wahrheitsgetreue» Familiengeschichten gibt. Aber es ist sicher so, daß weit mehr als die Hälfte von dem, was als Lebens- oder Familiengeschichte erzählt wird, mit dem, was rein objektiv faktisch geschah, nichts zu tun hat – ohne daß der Erzählende bewußt die Wahrheit entstellt.

Als ich bei mir und anderen die phantastischen und unwahren Lebens- und Familiengeschichten als solche zu erkennen begann, ärgerte ich mich darüber und versuchte – wiederum bei mir und meinen Mitmenschen – diese «Lügen» zu zerstören oder den oft ganz kleinen «wahren Kern» herauszuschälen. War meine Wahrheitsliebe berechtigt oder der Ausdruck eines juvenilen Moralismus?

Sind wir alle Lügner? Sind diese unwahren Lebens- und Familiengeschichten nur ungesunde Glorifizierungen von sich und der Familie, den Vorfahren? Oder liegt ein tieferer Sinn dahinter? Um diese Fragen zu beantworten, muß ich etwas weiter ausholen.

Laßt hören aus alter Zeit

Den Historikern scheint es zum Teil ähnlich ergangen zu sein wie mir. Seit der Aufklärung, seit dem 18. Jahrhundert, in den letzten Jahrzehnten

Dimitri

in meiner Garderobe und erklärte: «Wenn Sie keine Schwierigkeiten wollen, müssen Sie diese Nummer sofort streichen!»

Ich antwortete: «Entweder das ganze Programm oder nichts!» – Den Mann sah ich nicht wieder, und ich spielte jeden Abend mein unverändertes Programm.

Kritiker und Publikum

Ist ein Künstler auf der Suche nach Form und Darstellung, so muß er notgedrungen Neuland betreten. Die «Neue Zürcher Zeitung» schrieb über mein neues Programm: «Dimitri ist der erste Theaterclown.» Dieser Kritiker hat mich verstanden und richtig bemerkt, daß man den Clown, wie alles andere auf der Welt, nicht mit einer festgelegten Vorstellung betrachten darf, sonst wird man ungerecht.

Man sollte in einer Kritik immer vom schöpferischen Element auszugehen versuchen. Der gute Clown schafft eine Synthese zwischen Komik und Artistik. Das ist beinahe eine eiserne Regel. Denn, wenn das Artistische fehlt, bleibt man eben nur Komiker.

In Paris gastierte einmal der Zirkus von Peking: Über das Spiel des Clowns lachte kein Mensch. Dies läßt sich nur dadurch erklären, daß verschiedene Kulturen verschiedene Vorstellungen von Humor haben. Ein Bekannter von mir, der Clown Zacchini, machte einmal eine Tournee durch Japan. Er spielte auch Trompete: kaum hatte er begonnen, antwortete ihm heftiger Applaus. Immer wenn er von neuem ansetzte, wiederholte sich das. Wahrscheinlich hatten die Japaner verstanden, daß der Clown Trompete spielen konnte, und das war genug für sie.

Einmal meinte Ionesco, der Dramatiker der Nashörner, nach einer Vorstellung: «Vous êtes formidable, mais vous n'êtes pas assez méchant!» Als ich das später Dürrenmatt erzählte, antwortete er lachend: «Ein Clown kann nicht lieb genug sein!» So hat jeder Mensch eine andere Vorstellung von der Welt, und es ist natürlich, daß man verschiedener Meinung ist.

Dimitri

Das Publikum als Ganzes reagiert – sogar in der gleichen Stadt – ebenfalls von Abend zu Abend verschieden. Während einem Auftritt um Mitternacht – noch in der Zeit, bevor ich mein erstes Solo-Programm startete – zeigte sich der spezielle Humor einer internationalen Vereinigung sehr reicher, einflußreicher Herren. Meine Darbietungen wurden überhaupt nicht beachtet. Man grölte und prostete, schaute tief ins Auge der Damen und noch tiefer ins Glas. Entgegen meiner Art wurde ich wütend. Erst spuckte ich auf den Boden, was niemand bemerkte. Darauf lief ich mitten in der Nummer hinaus, was auch von niemandem bemerkt wurde.

Ähnliches geschieht den Artisten oft in den Nachtlokalen, auch wenn sie ausgezeichnete Kunststücke produzieren. Auch jene sind zu bedauern, die in Amerika in einem Zirkus mit drei verschiedenen Arenen auftreten. Da werden dann gleichzeitig drei Nummern geboten. Das kommt für den Zuschauer auf das gleiche heraus, wie wenn er zur gleichen Zeit drei verschiedene Fernseh-Programme anschaut oder drei Mahlzeiten zu sich nähme. So kommt es zu keinem echten Erlebnis.

Das sind Auswüchse. Im allgemeinen ist das Publikum mein Freund. Es gibt kein schöneres Gefühl, als das Lachen der Zuschauer zu vernehmen, zu wissen, daß sie zufrieden sind. Wenn man sagt, daß jeder Staat seine Regierung verdiene, so verdient jedes Publikum seine Aufführung.

Da fällt mir noch eine makabre Zukunftsvision ein: die Vorstellung, daß die Menschen dereinst das Lachen verlernt hätten. In Universitäten und Museen würden Wissenschaftler über humoristische Dokumente gebeugt sein, in Kinos sich Chaplin-Filme anschauen, grübeln darüber, was Humor sei – das einzige ungelöste Problem in ihrer neuen Gesellschaft.

Natürlich glaube ich nicht daran, aber käme einmal diese traurigste aller Zeiten, so sollten wir uns damit trösten können, daß wenigstens wir gelacht haben.

Sind wir alle Lügner?

in gesteigertem Maß, zerstört die Geschichtsforschung mit sichtlicher Freude die traditionellen nationalen Geschichten.

Die klassische Gründungsgeschichte der Eidgenossenschaft wurde durchleuchtet und zum Teil aufgelöst. Die Tellengeschichte wird in das Reich der Fabel verwiesen. Aus der Freiheitsliebe der alten Eidgenossen wurden «rein wirtschaftspolitische Motive». Die heldenhaften, von «edlem republikanischen Bürgersinn beseelten» Krieger der alten Eidgenossenschaften, werden Raufbolde, für die morden und rauben der letzte Lebenszweck bedeuteten. Sozusagen ein Nebenprodukt dieser unbändigen Raufsucht war nach dieser Auffassung ein vages politisches Gebilde, das sich dann später auf Grund gewisser historischer Konstellationen zu der heutigen Eidgenossenschaft entwickelte.

Nicht nur wir Eidgenossen erzählen unsere nationale Geschichte anders, als sie sich faktisch zugetragen hat; alle Völker, von der Urzeit bis heute, haben ihre nationalen Epen, ihre Entstehungs- und Abstammungsgeschichten, die phantastischen Charakter haben, wenn auch vielleicht ein Kern faktischer Wahrheit in ihnen enthalten ist, die aber im großen und ganzen Erdichtungen sind. Man denke an die Geschichte der Gründung Roms durch Romulus und Remus, die von einer Wölfin auferzogen wurden oder an die Griechen und den Trojanischen Krieg; viele sogenannte primitive Stämme erzählen ausführliche Epen, die beweisen, daß sie von einem Gott oder von Göttern abstammen. Auch weniger primitive Völker oder Herrscherhäuser liebten es, sich auf die Götter zurückzuführen. Die Cäsaren wurden als Nachkommen der Götter dargestellt; der japanische Kaiser ist sogar selber ein Gott.

All die unwahren, sagenhaften Geschichtsschreibungen der verschiedenen Völker und Nationen «ärgerten» mich aber eigentlich nicht – und ich glaube, daß es auch andern so ergeht. Die Heroengeschichten der Griechen und Römer lesen wir gern, wenn wir uns für diese Völker interessieren; die Entstehungsgeschichten primitiver Stämme faszinieren nicht nur Fachleute. Die Geschichte Tells und die klassische Gründungsgeschichte der alten Eidgenossenschaft versuchen viele wenigstens ihren Kindern zu vermitteln. Das Buch Meinrad Lienerts «Jugend eines Volkes» wird auch von Erwachsenen noch gerne gelesen.

Vom Sinn nationaler Sagen

Die phantastischen Geschichten verschiedener Völker, Stämme und Nationen, auch diejenige der Eidgenossen, erfreuten mich zum Teil als Kunstwerke, vor allem aber als Hinweise auf die Seele des Volkes. Die Entstehung der persönlichen und familiären Geschichte hingegen empfand ich als – zum mindesten unbewußte – Unredlichkeit des Erzählers, als Unfähigkeit, der Wahrheit ins Gesicht zu schauen.

In meiner Einstellung schien ein Widerspruch zu liegen. Könnte es nicht sein, daß der Unterschied zwischen kollektiven und persönlichen Sagen gar nicht so groß ist?

Wie läßt es sich erklären, daß Völker und Nationen ihre Vergangenheit

verändern, zurechtstutzen und dichterisch umgestalten? Renommiersucht ist sicher einer der Gründe. Die Russen zum Beispiel versuchen sich und den andern weiszumachen, ihnen seien alle Erfindungen der letzten vierhundert Jahre zuzuschreiben.

Auch das Bedürfnis, Unangenehmes und Unehrenhaftes zu verdrängen, spielt sicher eine Rolle; Nationen wie Menschen werden nicht gern an ihre Fehler erinnert. Daß die Kreuzfahrer sich vor allem durch antisemitische Ausschreitungen hervortaten, wird in westeuropäischen Geschichtsbüchern oft schamhaft verschwiegen.

Die Entstehung solcher nationaler Sagen wurzelt aber noch tiefer. Es sind Versuche, die eigene Art und Weise, das eigene Wesen zu begründen und darzustellen, das Erlebnis der eigenen Identität auch aus der Geschichte heraus verständlich zu machen.

Ob Jahve wirklich mit den jüdischen Urvätern einen speziellen Bund geschlossen hat, ist wissenschaftlich historisch unsicher. Sicher ist aber, daß die Juden der vorchristlichen Ära zu Gott ein ganz besonderes Verhältnis hatten, oder doch zum mindesten ein ganz besonderes Gottesbild, ein anderes, als die sie umgebenden Völker. Die Geschichten von Noah, Abraham, Isaak und Jakob bis zu Moses sind nicht objektive Wahrheit, geben aber Aufschluß darüber, wie die Juden sich fühlten, als sie diese Geschichten erschufen.

Die Tellengeschichte, der Widerstand Tells gegen den tyrannischen Vogt Gessler, beruht vielleicht nicht auf wissenschaftlich historischer Wahrheit, aber sie gibt uns Aufschluß darüber, als wessen Geistes Kinder sich die Eidgenossen des 14. und 15. Jahrhunderts betrachteten. Sogar die merkwürdige Sage von der skandinavischen Abstammung der Schwyzer, welche vor der Reformation von Humanisten – vielleicht auf Grund volkstümlicher Vorstellungen – in Umlauf gesetzt wurde und sich sofort größter Popularität erfreute, ist nicht nur als Geschichtsentstellung zu verstehen. Es drückt sich in ihr das Gefühl der Schwyzer aus, ganz anders zu sein als ihre Nachbarvölker.

Es ist eine beinahe unmögliche Aufgabe, das Wesen eines Volkes aus den bekannten objektiv historischen Fakten abzuleiten. So unendlich vieles trägt zur Entstehung eines Volkes oder einer Nation bei. Von diesem Vielen ist das meiste unbekannt. Eine entmythologisierte Schweizergeschichte läßt uns die Tatsache, daß es eine Eidgenossenschaft gab und noch gibt, kaum verständlich werden.

Ähnlich verhält es sich im Religiösen. Gewisse Reinheitsfanatiker wollen die Geschichte Christi von jedem sagenhaften mythologischen Zug befreien. Da eine gewisse Möglichkeit besteht, daß zum Beispiel die klassische Weihnachtsgeschichte, wie sie in allen Krippenspielen dargestellt wird, nicht völlig der objektiven Wahrheit entspricht, wollen sie sich der Weihnachtsgeschichte gleich völlig entledigen. Die Geschichte der Geburt von Jesus aber, so wie sie jedem Kind gelehrt wird, ist vielleicht charakteristischer für Christus als eine von allen Schlacken des Sagenhaften gereinigte Geschichte dieses Ereignisses.

Dimitri

Der Humor steht über der Tragik

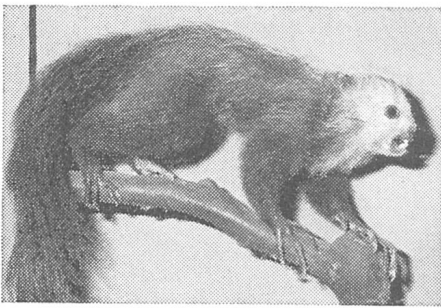
Es ist beinahe eine Binsenwahrheit, daß zur großen Persönlichkeit Humor gehört. Im Humor liegt sehr viel Weisheit, und ich glaube nicht, daß Humor dumm sein kann.

Oft betont man – vor allem in der Literatur – das Melancholische beim Clown. In der Tat liegt wohl ein Antrieb für ihn darin, daß er oft traurig ist über die Menschen, weil er ihre Bosheit nicht versteht oder weil sie ihn nicht verstehen und er sie doch liebt. Deshalb will er sie zum Lachen bringen. Und wenn ich das auf der Bühne erreiche, indem ich ein trauriges Gesicht mache, so bin ich wiederum wirklich traurig und glücklich zugleich.

Wenn der Clown nur melancholisch wäre, würde kein Mensch lachen. Diese Clowns, die in den Stücken von Beckett auftreten, sind keine wirklichen Clowns mehr. Sie sind sich der Tragik zu sehr bewußt – zu wenig der Lebensfreude. Wenn man zum Beispiel jungen Kätzchen zuschaut, die springen, einem Bällchen nachjagen, unbeholfen, mit drolligen Verrenkungen, kann man da nicht lachen ob so viel unschuldiger Freude am Dasein?

Der Humor steht über der Tragik, er kann sie belachen und damit überwinden. Ausgezeichnet ist das am «Roten Turm» in Solothurn dargestellt. Da steht sinnbildlich zur Rechten der Ritter für das Leben und zur Linken das Knochengescheiß für den Tod. In der Mitte aber sitzt der Narrenkönig, der mit dem Szepter die Stunden schlägt. Er bleibt der wirkliche Sieger, weil er mit dem Humor dem Leben wie dem Sterben begegnen kann.

Sicher gehört Kinderglaube dazu, um die Menschen zum Lachen zu bringen. Um ein Clown zu werden, muß man aber auch vieles verstehen. Darum bewundere ich Chaplin so sehr, weil er alle Schichten berühren konnte. Er hat so alle Menschen angesprochen, und er war einfach. So sind die echten Clowns und Mimen. Sie weisen auf das verborgene Menschliche hin.



Bedrohte Tierarten

Von Wolfgang N. Naegeli

Das Fingertier oder Aye-Aye

Das eigenartigste Tier Madagaskars ist das Fingertier. Es wurde erst im 18. Jahrhundert entdeckt. Heute reihen es die Forscher unter die Halbaffen ein, nachdem sie sich lange darüber gestritten haben. Das ausgewachsene Aye-Aye hat nämlich wurzellose Schneidezähne, die ständig nachwachsen. Die Eckzähne fehlen wie bei einem Nagergebiss. Die Ausbildung und Anordnung der Milchzähne hingegen entspricht derjenigen der Halbaffen.

Seltsam sind auch die Füße. Daumen und Großzehe haben platte Nägel, die übrigen Finger und Zehen aber Krallen. Von besonderem Interesse ist der Mittelfinger. Im Gegensatz zu den anderen, behaarten Fingern ist er nackt und spindeldürr. Er dient dem Aye-Aye als Universalwerkzeug, um Borkenkäfer aus ihren Gängen zu häkeln, Eier auszulöffeln und Nüsse oder Früchte durch ein mit seinen scharfen Zähnen gebissenes Loch auszuhöhlen.

Der Pelz des katzen großen Fingertieres besteht aus der grauen Unterwolle und den schwarzen Grannenhaaren, die weiße Spitzen tragen. Der körperlange, buschige Schwanz dient bei den nächtlichen Streifzügen durch die Baumwipfel als Fallschirm und Steuerruder.

Das Fingertier flüchtet vor dem Menschen nicht. Umgekehrt suchen die Eingeborenen schleunigst das Weiße, wenn sie es zu sehen bekommen. Sie betrachten es nämlich als Wiedergeburt eines ihrer Ahnen. Sie glauben, es sei gefährlich im Wald einzuschlafen, denn unbemerkt komme das Aye-Aye und lege ein Kissen unter den Schlafenden. Findet dieser beim Erwachen das Kissen unter dem Kopf, eröffnet sich ihm eine glänzende Zukunft. Aber weh ihm, wenn es unter

Sind wir alle Lügner?

Die persönliche Legende

Als ich die entstellten Lebens- und Familiengeschichten meiner Mitmenschen etwas näher betrachtete, wurde es mir klar, daß es sich auch bei ihnen um Mythologien und Sagen handelt, die so wahr und so unwahr sind wie die Geschichte Tells und der drei Eidgenossen auf dem Rütli.

Auch sie dienen teilweise der Glorifizierung des Erzählers, oder sie helfen ihm, Unangenehmes oder Peinliches zu vergessen. Es liegt aber mehr und Wichtigeres in diesen persönlichen und familiären Mythologien: Sie sind ein Versuch, sich und die Familie geschichtlich zu verstehen, ein Versuch poetischer Selbstdarstellung, der als solcher sehr wertvoll ist.

Die faktisch objektive Wahrheit über die eigene Lebensgeschichte oder diejenige der Vorfahren herauszufinden, ist beinahe unmöglich. Hunderttausende von Umständen und Faktoren beeinflussen den Menschen in jeder Sekunde; nur wenige, und nicht immer die wichtigsten, sind ihm bewußt. Werden die spärlichen bekannten lebensgeschichtlichen Fakten erinnert und erzählt, so erklären sie wenig, da vieles Nichtbekannte zum Verständnis des Charakters des Menschen und der Familie unentbehrlich wäre. So bleibt uns nichts anderes übrig, als unsere Lebens- und Familiengeschichten dichterisch zu gestalten und zu ergänzen, um wenigstens einigermaßen deren Gehalt und Sinn darstellen zu können.

Dies tun wir alle mehr oder weniger unbewußt, und so entstehen die mythologisierten Lebens- und Familiengeschichten, die in gewisser Hinsicht mehr Wahrheit enthalten, als genaue objektiv richtige Chroniken des Lebens.

Karl zum Beispiel verstand sich schlecht mit seiner Frau, und seine Tochter hatte die Beziehung zu ihm abgebrochen. Seine Mutter schien eine anständige, ruhige und gutmütige Frau gewesen zu sein. Seinen Freunden liebte er folgende Geschichte zu erzählen:

Als er fünfjährig war, wollte er Indianer zeichnen und malen und brauchte dazu einen rotbraunen Farbstift. Die Mutter versprach ihm, einen solchen zu kaufen. Sie brachte ihm zuerst einen roten; als Karl reklamierte, brachte sie ihm einen braunen, dann einen gelblichen Farbstift und sagte schließlich unwillig: «Diese Farben eignen sich auch, um die Gesichter der Indianer zu malen.» Karl fühlte sich hilflos und war tief enttäuscht darüber, daß seine Mutter nicht begriff, daß die Haut eines Indianers nur mit einem rotbraunen Farbstift richtig dargestellt werden konnte.

Spätere Untersuchungen, die aus verschiedenen Gründen über seine Kindheit gemacht wurden, zeigten, daß sich diese Geschichte nie ereignet haben konnte, ganz abgesehen davon, daß sie nicht dem Charakter seiner Mutter entsprach. Sie war überkorrekt und beinahe zu verständnisvoll zu ihren Kindern und nahm deren Aussagen und Wünsche stets sehr ernst.

Dennoch drückt diese kleine mythologische Erzählung die Wahrheit über das Verhältnis zwischen Karl und seiner Mutter besser aus, als rein objektiv faktische Darstellungen dessen, was sich in der Kindheit zwischen ihm und seiner Mutter abspielte. Vieles deutet nämlich darauf hin,

daß bestimmte Charakterzüge Karls der Mutter zeitlebens unverstündlich blieben, zum Beispiel seine etwas schwärmerisch romantische Natur. Dies bedrückte ihn als Kind sehr und erschwerte ihm später den Umgang mit dem Weiblichen. Er hatte zeitlebens den Eindruck, Frauen könnten ihn nicht verstehen.

Die indische Prinzessin

Was für die Lebensgeschichten Geltung hat, trifft auch für die Familiengeschichten zu. Auch hier möchte ich ein Beispiel geben:

Die Familie M. ist überzeugt davon, daß ein Vorfahre im 18. Jahrhundert Offizier in Nordindien gewesen und mit einer Prinzessin als Braut zurückgekehrt sei. Deshalb, so erklärten sie, hätten die M.s dunkle Haare und Augen.

Als einer aus dieser Familie genealogische Forschung machte und nirgends die indische Prinzessin fand, hinderte dies den Rest der Familie nicht, weiter von der indischen Prinzessin zu erzählen und an sie zu glauben.

Auffällig ist aber, daß viele Mitglieder der Familie M. seit etwa drei Generationen an einem eigenartigen «Fremdheitsgefühl» leiden. Sie fühlen sich anders als ihre Mitmenschen, haben große Mühe in ihrem beruflichen Konkurrenzkampf und träumen davon, reich zu sein, nicht mehr arbeiten zu müssen und sich irgendwo in einem warmen Lande der Muße zu ergeben.

Die Geschichte von der indischen Prinzessin charakterisiert die Familie geradesogut, wie die exakte Erforschung der Familiengeschichte.

«Mit Goethe verschwägert»

Viele persönliche und familiäre Mythologien sind sehr unsympathisch. Dies ist kein Zufall, sondern Ausdruck des Charakters der Familie oder des Einzelnen.

Ich war einmal bei entfernten Verwandten zu Gast. Der Hausherr zeigte mir über hundert Jahre alte Porträts seiner Vorfahren. Er erzählte mir vieles über deren Geschichte. Es fiel mir auf, daß sie alle verschwägert zu sein schienen mit Berühmtheiten, im Stile von «und ihre Schwester heiratete einen Großneffen von Goethe». Daß vieles von dem, was mir der Bekannte erzählte, nicht stimmte, war aus gewissen zeitlichen und historischen Widersprüchen ersichtlich. Es war aber nicht dies, was die Erzählung peinlich machte.

Unangenehm berührte mich, daß alle diese Vorfahren sich offenbar durch Verschwägerungen mit berühmten Leuten glorifizierten. Und ganz plötzlich sah ich meinen Bekannten von einer ganz andern Seite: Er war weder so originell, wie ich einst gedacht hatte, noch sonst irgendwie hervorragend, sondern er hatte sich seine Lebensposition lediglich durch Heirat mit einer reichen Frau und sonstigen guten Beziehungen geschaffen. Dies hinderte ihn nicht daran, sich selber großartig und bedeutend vorzukommen.

Das Fingertier

den Füßen liegt! Rascher Kräftezerfall führt zu seinem Tod. Sind ihm die Götter wohlgesinnt, wird er doch sein Leben lang behext bleiben.

Unter den Maki-artigen nimmt das Fingertier eine Sonderstellung ein. Sein einziger naher Verwandter, das Riesenfingertier, ist bereits ausgestorben. Vom Aye-Aye leben nur noch ein Dutzend Exemplare. Daran ist die Zerstörung des Urwaldes durch den Menschen schuld. Mehr als vier Fünftel ist bereits abgeholzt. Eine bedeutende Verschlechterung des Klimas ist die Folge.

Um das Fingertier zu retten, wurde 1962 ein 140 Hektaren großes Reservat gegründet. Unglücklicherweise baute man später eine Straße mittendurch. Seither konnten dort keine Fingertiere mehr beobachtet werden. – Um derartige Zwischenfälle auszuschalten, hat der World Wildlife Fund eine neue Aktion gestartet. Die 60 Hektaren große Urwaldinsel Nosy-Mangabé in der Bucht von Antongil an der Ostküste Madagaskars wird unter Schutz gestellt und durch einen Wildhüter bewacht. Mehrere Fingertiere werden gefangen und auf der Insel freigelassen.

Hoffen wir, daß es gelingt, diese äußerst interessante Tierart der Nachwelt zu erhalten!

Photo: Copyright F. Vollmar, WWF

WOHER KOMMT
DIESES WORT

Zürcherisch «Böögg»

Von Jost Kirchgraber



Wodurch kann einer, der sich als Basler ausgibt, sogleich als Städtzürcher entlarvt werden? Ich würde raten: Erwähne beiläufig

Zürcherisch «Böögg»

das Wort ‚Böögg‘, und er wird mit jeder Garantie unverzüglich den Sechseläutemarsch zu pfeifen beginnen. — Jedenfalls wird er wissen, was es mit dem ‚Böögg‘ auf sich hat, daß dieser alljährlich am dritten Montag im April unter gewaltigem Volksauflauf den Flammen geopfert wird, daß das Verbrennen des Winters den symbolischen Hintergrund bildet und vieles mehr.

Was er vielleicht nicht erklären kann, ist der Name ‚Böögg‘. Alt ist das Wort und verbreitet über Zürichs Grenzen hinaus, heißt es doch in einer Basler Chronik des 15. Jahrhunderts: «So ist ouch ein nüwe Gewonheit hie ufferstanden, das man im Atvent anfaht in Böken Wise ze gonde (in Böögggen Weise zu gehen) und erber (ehrbare) Lüte zu überfallende in iren Hüsern.»

Mummenschanz aller Art liegt darin, wobei der Sinn bis ins Gespensti-

Zur Original-Lithographie von Rolf Gfeller

«Lesendes Mädchen» nennt Rolf Gfeller seine lithographische Tuschzeichnung, von welcher der Schweizer Spiegel jedem Abonnenten und Käufer einen Original-Abzug verehrt. Wir sehen die Lesende, wir sehen auch einen Lesenden und eine Früchteschale auf einem Tischchen. Wir blicken in einen erfüllten Raum: den gegenständlichen Rahmen des Bildes. Aber wir sehen mehr: die leicht bewegte schmiegsame Linie des Mädchenkörpers; den Gegensatz dazu: das Lastende des hockenden Mannes. Wir sehen den mit schwarzer Tusche beladenen Pinsel die leere weiße Fläche beleben, beschwingt bezeichnen, zögernd verharren, Schwärze vertiefen, weiter eilen, um, mit Werkzeug und Werkstoff, im Gegenständlichen, durch Gegensätzliches, lebenden Atem zum sichtbaren Bild heraus zu heben.

Gubert Griot

*Sind wir alle Lügner?**Aufschlußreich und heilsam*

In der Psychotherapie spielen die Lebens- und Familiengeschichten eine große Rolle. Ein großer Teil der Arbeit des Psychotherapeuten besteht darin, das Leben des Analysanden noch einmal abrollen zu lassen und aufzuspüren, wie sich gewisse Fehlhaltungen entwickelt hatten, wann das Verhältnis zum Weiblichen und Männlichen, zum Väterlichen und Mütterlichen, zur Realität, zu Gott und der Welt, gestört wurde. Gewisse Fehleinstellungen können zu ihrem Ursprung zurückverfolgt und so geändert werden.

Oft hört man auch noch heute die Ansicht, man könne die meisten neurotischen Konflikte auf ganz bestimmte Ereignisse zurückführen, welche, da sie nicht verarbeitet werden konnten, verdrängt wurden.

Wir wissen heute, daß die Entstehungsgeschichte einer Neurose, einer Fehlhaltung gegenüber dem Leben, sich meistens über Jahre erstreckt. Es ist aber wirklich so, daß nach einer erfolgreich abgeschlossenen Analyse die Lebens- und Familiengeschichte oft ziemlich klar ausgearbeitet wurde und das Wesen und die Schwierigkeiten des Analysanden zu erklären scheinen. Alles geht wunderbar auf: die böse Mutter, der schwache Vater, die Ablehnung des Weiblichen, die Unfähigkeit, sich als Mann zu fühlen usw. – bis man dann durch irgendeinen Zufall herausfindet, daß sich in Wirklichkeit alles ganz anders abgespielt hat. Die böse Mutter war offenbar gar nicht böse, der schwache Vater nicht schwach, und alle die plausiblen Erklärungen für die Entstehungsgeschichte der Neurose des Patienten fallen nachträglich zum Teil in sich zusammen.

Ich frage mich, ob nicht wir Analytiker teilweise den Analysanden zu einer sinnvollen Mythologie ihres Lebens verhelfen. Viele Menschen kommen zum Psychotherapeuten, da ihnen das Erlebnis des Sinnes verloren gegangen ist. Sie haben vieles gelitten und leiden viel; alles erscheint chaotisch und sinnlos. Mit Hilfe des Analytikers schaffen sie ihr Leben und ihre Geschichte neu und machen ein Kunstwerk daraus, so wie ein Maler eine öde, reizlose Straße durch leichte Änderungen, durch etwas Weglassen und etwas Dazutun so darstellen kann, daß sie auf dem Bild interessant und sinnvoll erscheint.

In vielem hat die Arbeit des Analytikers mit der eines Künstlers etwas zu tun; aus einem leidvollen, scheinbar sinnlosen Leben wird ein Kunstwerk, durch das Ewige sichtbar wird. Die scheinbar sinnlose, chaotische Lebensgeschichte wird zum großartigen Schauspiel; die neugeschaffene mythologische Lebens- und Familiengeschichte ist zu einem großen Teil nicht «faktisch wahr», wohl aber im tiefsten Sinne – zumindest wie sich dieser für den Analysanden gemäß dessen Charakter ergeben muß. Ein Porträtmaler erfaßt das Wesen des Porträtierten oft auch nicht durch photographische Genauigkeit, sondern durch schöpferische Gestaltung.

Mythologie und Wahrheit

Lügen hat selbstverständlich nichts zu tun mit Mythologisieren, sondern

Zürcherisch «Böögg»

heißt bewußt aus irgendeinem Grunde die Wahrheit entstellen und ist deshalb als Verrat am Wahren zu verstehen. Mythologie und Sage hingegen versuchen, Wahrheiten auszudrücken, dem «Sein» in seinem tiefsten Sinne näher zu kommen, zum Teil durch Ergänzung oder Entstellung des rein objektiven Geschehens.

Was die Psychologie als Verdrängung bezeichnet, hat mit Mythologisieren auch nur sehr wenig zu tun. Verdrängung ist der Ausdruck einer Unfähigkeit, der Wahrheit über sich und die Welt – vielleicht ist sie oft zu gräßlich – ins Gesicht zu sehen. Dies geschieht unbewußt. Der Mythologisierende weicht der Wahrheit nicht aus, sondern versucht sie zu ergründen.

Übertreibung verhält sich zur Mythologisierung der Lebens- und Familiengeschichte wie Sarkasmus zum Witz; sie ist deren niedrigste und primitivste Form.

Mythologie und objektives Erzählen sind sich nicht unbedingt feind; beide sind Versuche, die Wahrheit auszudrücken, und haben ihre Berechtigung und ihre Begrenzung, dürfen nicht allzusehr miteinander verwechselt und müssen an dem ihnen gemäßen Platz verwendet und verstanden werden.

Erhält man von einer Mutter, welche drei Kinder großgezogen hat, auf die Frage: «Hatten Sie eine Hilfe für den Haushalt?» die Antwort: «Nein, ich habe immer alles allein gemacht!», obwohl ihr in Wirklichkeit eine gute Putzfrau zur Seite stand, so wäre vielleicht eine faktisch objektive Antwort für den Zuhörer interessanter gewesen. Er soll sich aber über die gehörte Darstellung doch nicht allzusehr aufregen, sondern sie als den Anfang einer Mythologisierung verstehen. Diese Frau beginnt, ihr Leben als dasjenige einer unabhängigen mütterlichen Heldin zu mythologisieren. Diese Art Mythologie ist zwar oft nicht besonders sympathisch, aber für das Verständnis der Betroffenen sehr aufschlußreich.

Jedermann schafft sich solche Mythologien. Wir sind deshalb keineswegs alle Lügner. Jeder Erzähler sollte sich freilich ein wenig bewußt sein, ob er faktisch objektive Wahrheiten oder Mythologien erzählt. Weiß man, daß man mythologisiert, so darf man das mit gutem Gewissen tun, solange man nicht den Anspruch erhebt, objektiv faktisches Geschehen zu schildern.

Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, als sich eure Schulweisheit vorstellen kann. Genau so gibt es auch mehr Möglichkeiten, die eigene und die Familiengeschichte darzustellen, als dies der Wahrheitsfanatiker wahrhaben will. Mythologische Dichtung ist objektiver Berichtserstattung oft ebenbürtig.

sche, Schreckhafte und sogar ins Mißgestaltete, Hässliche gehen kann: «Lueg, dä Böögg», sagt das Kind, auf eine Vogelscheuche weisend, worauf sich der Vater zur Mutter wendet und stolz konstatiert: «Öises Chind isch nu eso en chliine Böögg und weiß doch scho alls.»

Nun kennen aber vor allem die Ostschweizer das Wort in ganz anderem Zusammenhang. Dort weiß jedes Kind, daß es nicht mit den Fingern in der Nase nach ‚Böögg‘ stochern darf.

Wenn aber eins behauptet, den ‚Böögg‘ könne man ja nicht essen, so spricht es, sofern es das Kerngehäuse eines Apfels meint, mit Sicherheit keinen östlichen Schweizerdialekt.

Woher nun dieses Kunterbunt der Bedeutungen?

Kommt das Wort nur im Schweizerdeutschen vor? Die Wörterbücher sagen: ‚Bogy-man‘ bedeutet auf englisch soviel wie ‚Gespenst‘, ‚Böölimann‘; im Mittelenglischen hieß es (bugge) ‚Nasenschleimklumpen‘. Die Norweger bezeichnen damit mundartlich (pauk) einen kleinen Menschen, die Niederländer brauchen es (bot) zur Benennung einer Blütenknospe. Das schweizerische Bedeutungsfeld spiegelt sich also im Gesamtgermanischen. Doch wo finden wir den gemeinsamen Aussagekern, worin diese Vielfalt wurzelt? Die Antwort bietet ein Rückgriff auf das indogermanische ‚bheg-‘: es umschreibt Sinngehalte des Schwellenden, des Gewölbten, des Geschwulstartigen, des Verkrümmten. Übrigens hängen damit all die Wörter Bauch, Backe, Buckel, Bug usw. zusammen.

Die Knospe ist durch Aufschwellen gekennzeichnet: beim Apfel bleibt sie als abgedorrter Rest erhalten. Nasenschleim sammelt sich an, verdickt sich, quillt zu einem Pfropfen auf. Und ein verbogener Mensch kann — sei es auch der von Alter gebeugte Winter — verspottet werden, indem man ihn nachahmt und sich verlarvt.

‚Böögg‘: dieses lustige Wort liegt allen drei Fällen zugrunde; ‚Böögg‘, das dem Zürcher eine Welt bedeutet und dem Appenzeller nur eine Nase voll Schmutz.